



**MIEKO
KAWAKAMI**

**DAS
GELBE
HAUS**

ROMAN

DUMONT

Mieko Kawakami
Das gelbe Haus

Mieko Kawakami

Das gelbe Haus

Roman

Aus dem Japanischen
von Katja Busson

DUMONT

Von Mieko Kawakami sind bei DuMont außerdem erschienen:
Brüste und Eier
Heaven
All die Liebenden der Nacht

Die Arbeit der Übersetzerin an diesem Buch wurde durch ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds e. V. gefördert.

Die japanische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
»Kiroyi ie« bei Chuokoron-Shinsha, Inc.

Copyright © 2023 by Mieko Kawakami

1. Auflage 2025

© 2025 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag GmbH & Co. KG,
Amsterdamer Straße 192, 50735 Köln, info@dumont-buchverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining im Sinne
von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Übersetzung: Katja Busson

Lektorat: Leonora Tomaschoff

Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln

Satz: Angelika Kudella, Köln

Gesetzt aus der Haarlemmer

ISBN 978-3-8321-6834-6

www.dumont-buchverlag.de

Kapitel 2

Geld-Los

1

Ich war fünfzehn, als ich Kimiko zum ersten Mal begegnete.

Eines Morgens, meine letzten Sommerferien in der Mittelschule hatten gerade begonnen, wachte ich nicht neben meiner Mutter auf, sondern neben einer fremden Frau.

Ich wusste sofort, dass es nicht meine Mutter war, obwohl sie den Schlafanzug meiner Mutter trug und ich ihr Gesicht nicht sehen konnte, weil sie mit dem Rücken zu mir schlief.

Auf den Ellbogen gestützt, rückte ich erst etwas ab, besann mich aber sogleich eines Besseren und schlief wieder ein. Schließlich war es nicht das erste Mal, dass meine Mutter, die in einer Snackbar um die Ecke arbeitete, eine Freundin oder Arbeitskollegin bei uns übernachten ließ.

Als ich das nächste Mal aufwachte, war von der Frau nichts mehr zu sehen; ihr Schlafanzug lag fein säuberlich gefaltet auf dem zusammengeklappten Futon. Fasziniert starrte ich ihn eine Weile an. So adrett drapiert wie in einem Schaufenster sah das alte, ausgeleierte Ding aus wie neu.

Zum Anziehen nahmen wir normalerweise einfach etwas von den Sachen, die zum Trocknen auf Bügeln an der Gardinenstange hingen, und so voll und chaotisch wie das Zimmer

war, stach der Schlafanzug auf dem Futon hervor wie ein sauber ausradierter Kreis auf einem mit Bleistift schraffierten Blatt Papier.

Meine Mutter und ich wohnten am Rande eines Vororts von Higashimurayama, in einem alten Mehrfamilienhaus, das von der Hauptstraße aus nicht zu sehen war.

Zwischen den Häusern, die direkt an der Hauptstraße lagen, gab es einen etwa drei Meter breiten, unbefestigten Weg; wenn man an dessen Ende links abbog, stand man vor dem Eingang. Der dort angebrachte Name des Gebäudes – *Seifuso* – war bis zur Unleserlichkeit verwittert. Man hätte meinen können, vor einer finsternen Höhle zu stehen; in dem nur mit ein paar nackten, schwachen Glühbirnen beleuchteten Flur war es selbst bei schönstem Wetter dunkel.

Der zweistöckige Holzbau war in acht identische Wohnungen unterteilt, vier im Erdgeschoss, vier im ersten Stock, aber außer uns und der Vermieterin, einer Frau mittleren Alters, die ganz hinten auf der ersten Etage wohnte, lebte niemand dort. Schob man die instabile, hölzerne Schiebetür auf, die selbst ein Kind hätte eintreten können, kam man in einen kleinen Eingangsbereich, der in eine etwa drei Matten große Küche führte, die wiederum an zwei hintereinanderliegende viereinhalb Matten große Zimmer grenzte. Die Gemeinschaftstoilette am Ende des Flurs hatten wir für uns. Da das Haus von allen Seiten zugebaut war, sah man, wenn man das Fenster öffnete, nur Beton; Licht kam kaum herein.

Wir hatten zwei Wohneinheiten im Erdgeschoss gemietet. Eine lag rechts, die andere links des Eingangs. Meine Mutter und ich bewohnten die Rechte.

Die linke war meinem Vater vorbehalten; trotz Fernseher, Bettzeug und ein paar Kleidungsstücken im Schrank sah sie

unbewohnt aus, wahrscheinlich, weil mein Vater praktisch nie zu Hause war.

Damals wusste ich nicht, als was er arbeitete. Bauarbeiter oder Lastwagenfahrer, nahm ich an, so kräftig und braun gebrannt, wie er war, manchmal wohl auch auswärts als Saisonarbeiter (einmal rief er aus einem Lastwagen heraus meinen Namen, als ich auf dem Heimweg von der Grundschule war). Eine Zeit lang brachte er Arbeitskollegen mit, die die gleiche Kluft trugen; sie kochten, grillten und tranken zusammen, aber das war bald vorbei.

Mein Vater, dem ich so häufig begegnete wie einer seltenen Erinnerung, war immer gut gelaunt. Er schenkte mir Figürchen, die er in einem UFO-Catcher oder einem anderen Spielautomaten erbeutet hatte, hin und wieder kam er auch mitten in der Nacht und weckte mich, um mir – *Probier mal, das ist lecker!* – eine Portion Sushi aufzutischen.

Er war mir nicht unsympathisch, aber da ich so wenig Zeit mit ihm verbrachte und nicht wusste, worüber ich mit ihm reden sollte, war ich, wenn er nach Hause kam, immer gehemmt und wartete bloß darauf, dass er wieder ging. Gleichzeitig schämte ich mich für meine Gefühle. Mein Vater war kein »normaler Vater«, aber *das* hatte er nun auch nicht verdient, was noch mehr Verkrampfung und Selbsthass in mir auslöste.

Als ich in der fünften oder sechsten Klasse war, kam mein Vater gar nicht mehr nach Hause. Wir trafen uns auch nicht mehr. Ich hatte keine Ahnung, wo er abgeblieben oder was aus ihm geworden war. Erst später erfuhr ich, dass er anscheinend *noch* eine Familie gehabt hatte.

Das Zusammenleben mit meiner Mutter war unkompliziert, wenn man so will; man könnte auch sagen, es war *nicht vorhanden*. Meine Mutter amüsierte sich gerne, mochte Al-

kohol, obwohl sie nicht sehr trinkfest war, und hatte viele Freunde, von denen sie sich gerne mitreißen ließ. Nach ihrem Abschluss an der Handelsschule arbeitete sie in einer Strumpfhosenfabrik; darauf, dass sie, als die »von da oben« aus dem Mutterhaus zur Werksbesichtigung gekommen waren, einmal »vor *allen*« Strümpfe vorgeführt habe, war sie besonders stolz. Länger als ein paar Jahre hielt es sie allerdings nicht in der Fabrik, danach hangelte sie sich mit einer Freundin von Bar zu Bar, und irgendwo dazwischen kam ich zur Welt.

Im Vergleich zu den Müttern meiner Klassenkameraden sah sie ziemlich jung aus und kleidete sich so extravagant, dass sie selbst in meinen Augen nicht wie eine »normale Mutter« wirkte. Sie war klein, hatte etwas Kindliches an sich, war optimistisch und heiter, brach jedoch, sobald sie trank, fast immer in Tränen aus. Sie weinte nie über etwas Bestimmtes. Vielleicht machte der Alkohol sie schwermütig, oder Lachen und Weinen waren für sie eins.

Mein Vater schien sie nicht zu interessieren. Ich hörte sie nie über ihn lästern oder schlecht von ihm reden, auch nicht, als er nicht mehr nach Hause kam, selbst das schien sie nicht zu kümmern. Manchmal schimpfte sie halb im Scherz über *ihre* Mutter und wie schlimm *die* gewesen sei, aber nur, wenn sie zu viel getrunken hatte und sentimental wurde.

Grundsätzlich war meine Mutter mit mir lieber in Gesellschaft als allein. Oft hingen wir mit Hostessen aus ihrer Bar herum, alten Freunden oder Leuten, die sie durch ihre Kunden kennengelernt hatte; immer, wenn wir allein waren, fühlte ich mich gehemmt. Wenn ich in der Schule war, schlief meine Mutter; gegen Mittag stand sie auf, am frühen Abend schminkte sie sich und ging zur Arbeit, und mitten in der Nacht kam sie zurück. Wir lebten praktisch aneinander vorbei.

In der Nachbarschaft gab es nur ein Kind, das in ähnlichen Verhältnissen aufwuchs; mit ihm freundete ich mich an. Da wir schon als Grundschüler nicht zu festen Zeiten zu Hause sein mussten, schienen die Eltern der Kinder, für die es »Sperrzonen« und feste Abendbrotzeiten gab, es nicht gerne zu sehen, dass ihre Sprösslinge mehr Zeit als nötig mit uns verbrachten. Uns zu besuchen war jedenfalls verboten. Warum eigentlich?, fragte ich einmal ein Mädchen, das ich mochte und das mich in der Schule ganz normal behandelte, aber nach der Schule immer mit den anderen verschwand. »Weil ihr keine anständige Familie seid und komische Leute bei euch ein- und ausgehen«, sagte sie verlegen. Das war keine üble Nachrede oder Lüge, es war die Wahrheit. Da konnte man nichts machen.

In der Mittelschule wurden die Unterschiede noch deutlicher. Die Kinder aus normalen Familien und die aus *nicht* normalen unterschieden sich so deutlich, als hätten sie verschiedenfarbige Hüte auf dem Kopf. In *normalen* Familien wachte man morgens nicht neben fremden Frauen auf. Man freute sich nicht schon über einen ordentlich gefalteten Schlafanzug auf einem zusammengeklappten Futon und starrte ihn wohl auch nicht so fasziniert an.

Auch ich klappte meinen Futon zusammen und schob ihn neben dem bereits zusammengelegten. Da niemand da war, auch nicht in der Küche, schlüpfte ich in meine Sandalen, tat einen Schritt über den Flur, öffnete die Tür zur Wohnung gegenüber und trat ein. Vor dem plärrenden Fernseher lag eine Frau und sah sich eine Variety Show an. Der Standventilator, den wir schon seit ewigen Zeiten benutzten, rotierte gemächlich und quietschte dabei.

Die Frau drehte sich zu mir um und lächelte so herzlich, dass sie mir bekannt vorkam, obwohl ich sie gar nicht kannte.

Vielleicht war es die Frau, die neben mir geschlafen hatte, aber gesehen hatte ich sie noch nie. Sie wandte sich wieder dem Fernseher zu und lachte über das Geschwätz der Leute auf dem Bildschirm. Ich blieb auf der Schwelle zwischen Küche und Zimmer stehen und betrachtete das Bild aus Frau, Ventilator und Fernseher.

»Wollen wir was essen?«, fragte sie, als die Sendung zu Ende war und die Werbung kam, und streckte sich. »Du hast doch bestimmt Hunger.«

Wir gingen in die schmale Küche und bereiteten Instantnudelsuppe zu.

Die Frau war einen Kopf größer als ich; ihre Arme und Beine kamen mir sehr lang vor. Ihr langes schwarzes Haar, das sie zu einem Zopf gebunden hatte, bauschte sich in ihrem Nacken, einzelne Strähnen reichten bis auf das große weiße T-Shirt mit englischem Aufdruck, das sie trug. Ich stand etwas abseits und starrte auf den Aluminiumtopf, in dem das Wasser für unsere Suppen warm wurde.

Als es sprudelte, riss die Frau die Tüten auf, lockerte im kochenden Wasser routiniert die Nudelblöcke auf, rührte das Suppenpulver ein und verteilte das Ganze auf die zwei Schalen, die ich bereitgestellt hatte. »Egal«, sagte sie fröhlich, nachdem sie vergeblich versucht hatte, mit ihren Stäbchen ein am Topfrand klebendes Teigtäschchen zu lösen, »wir essen da«, und deutete auf das Zimmer. Ich zog den nackten Heiztisch vor. Wir setzten uns einander gegenüber und schlürften die Suppe.

»Es sind doch Sommerferien. Fährst du nicht weg?«

Ich antwortete ausweichend. Obwohl mir bis eben noch nicht heiß gewesen war, fing ich plötzlich an zu schwitzen. Ich beugte mich zur Klimaanlage, schaltete sie ein und drückte auf cool.

»Fährst du mit Ai-san weg?«

Ai war der Name meiner Mutter.

»Wir fahren nicht weg.«

»Aha ... Wie heißt du eigentlich? Ich bin Kimiko.«

»Hana.«

»Hana-chan. Hat deine Mutter den Namen ausgesucht?«

»Das weiß ich nicht«, erwiderte ich leise.

»Hmm.«

»Ich ... Bist du eine Freundin meiner Mutter?«

»Ja, ja, genau.«

Damit brach die Unterhaltung ab, schweigend aßen wir weiter. Aus dem Fernseher dröhnte eine Quizsendung, der Motor der alten Klimaanlage schnarrte. Kurz darauf war draußen die Sirene eines Krankenwagens zu hören; ich dachte zuerst, er käme in unsere Richtung, aber dann entfernte er sich auch schon wieder.

»Wie schreibt man deinen Namen denn?«

»Ganz normal. Mit dem Schriftzeichen für ›Blume‹.«

»Mein Name schreibt sich ›gelb‹, ›hübsch‹ und ›Kind‹. Ki-mi-ko.«

Ich nickte unverbindlich und trank den Rest der Suppe. Als ich über die Schale hinweg die Augen hob, fing ich ihren Blick auf; sie war bereits fertig und hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt. Automatisch sah ich weg. Dann riskierte ich einen zweiten Blick über den Rand der Schale. So jemanden wie sie hatte ich noch nie gesehen.

Natürlich hat jeder Mensch sein eigenes Gesicht, aber Kimiko besaß eine Präsenz, die sich mit den Worten, die mir damals zur Verfügung standen, nicht gut beschreiben ließ. Obwohl sie gerade erst aufgestanden war, sich nicht geschminkt oder zurechtgemacht hatte, waren ihre Augenbrauen voll und

dicht, die Wimpern über den doppelten Lidfalten lang und dunkel und der Abstand zwischen Brauen und Augen klein. Ihr Nasenrücken war hoch, und an den Schläfen kräuselte sich feines, verschwitztes Haar.

Ihr Gesicht war nicht hübsch oder schön, eher ausdrucksstark.

Es erinnerte mich an den Helden eines Mädchen-Mangas, der im alten Ägypten und in der Gegenwart spielte, einen jungen, entschlossenen Pharaos. Je länger ich sie dabei beobachtete, wie sie sich dehnte und streckte, den Blick auf den Fernseher geheftet, desto mehr Textzeilen des Pharaos kamen mir in den Sinn. Ich konnte die Sprechblasen neben ihrem Kopf förmlich sehen, das belustigte mich.

»Ich hab Lust auf Limo. Wollen wir welche kaufen gehen?«, fragte Kimiko, nachdem sie die Schalen in die Spüle gestellt hatte. Ohne uns richtig anzuziehen, machten wir uns auf den Weg zum Convenience Store.

»Ihr habt zwei Wohnungen und trotzdem schlaft ihr nicht getrennt.«

»Die Wohnung, vielmehr das Zimmer, in dem wir eben gegessen haben, ist unser *Fernsehzimmer*, das andere unser *Schlafzimmer*. Das hat sich so ergeben.«

»Ihr habt also ein *Wohnzimmer*.«

»Kein richtiges Wohnzimmer«, sagte ich mit gesenktem Kopf.

»Na ja, besser als allein zu schlafen.«

Die Sommersonne war so grell, dass ich die Augen zusammenkneifen musste, und die Luft fühlte sich an, als sickerte mit jedem Atemzug Hitze in die Haut.

Das *Seifuso* lag direkt hinter der Mittelschule, die ich besuchte.

An dem langen aschgrauen Zaun entlang, der das Schulgebäude begrenzte, zweihundert Meter geradeaus, an der Ecke links und noch ein Stück geradeaus befand sich der Haupteingang; direkt gegenüber, auf der anderen Straßenseite, war der Convenience Store. In Schuluniform dort einkaufen zu gehen, war zwar verboten, aber daran hielt sich niemand. Das frische, grüne Laub der Bäume auf dem Schulhof – ich wusste nicht, wie sie hießen – warf dunkle, blaue Schatten auf den Asphalt des schmalen Fußwegs.

Am Schultor lungerten ein paar Halbstarke herum.

Wegen der Arbeitsgemeinschaften war die Schule auch in den Ferien geöffnet. Aber die, die sich dort zusammengerotet hatten, waren keine braven AG-Schüler, sondern die »Asozialen« oder Kriminellen, die sogenannten *Yankees*.

Zwei von ihnen waren in meiner Jahrgangsstufe, der neunten. Außerdem war da noch ein Typ in Arbeiterhosen mit strohblond gefärbten Haaren und, in Begleitung ihrer Entourage, eine in der ganzen Schule berühmte ehemalige Schülerin mit insektenfühlerfein gezupften Augenbrauen und einem wie zu einer Fontäne aufgezwirbelten, ebenfalls strohblond gefärbten Pony.

Das Mädchen, das nicht zur Oberschule ging und sich – angeblich – mit Rockern und örtlichen Gerüstbauern eingelassen hatte, war nicht nur für ihre schlechten Taten bekannt, sondern auch für ihre *loose socks*, die dicken, weißen Schlappstrümpfe, die sie immer und überall trug, selbst zu ausgebeulten Jogginghosen und Sandalen; es hieß, sie schlafe sogar darin. Auf ihrem Arm waren die Namen ihrer Ex-Freunde tätowiert, und ihre ältere Schwester arbeitete in einem berühmten Modegeschäft im 109 in Shibuya – man wusste nicht, ob man sie fürchten oder bewundern sollte.

Obwohl ich mich bemühte, niemanden anzusehen, rief einer meiner beiden Mitschüler etwas, als er mich sah. Gesenkten Blickes presste ich stumm die Lippen aufeinander. Die beiden kamen aus ähnlichen Verhältnissen wie ich, aber im Gegensatz zu ihnen war ich nicht auf die schiefe Bahn geraten. Was natürlich nicht hieß, dass ich nachmittags eine Privatschule besuchte, um mich auf die Oberschule vorzubereiten, oder mit der ganzen Familie irgendwo schön essen ginge – *nein*, ich war jemand, der sowohl in der Schule als auch außerhalb eher gemieden wurde, eine *von allen* mitleidig betrachtete Existenz.

Da unser Haus zu allem Überfluss unmittelbar hinter der Schule lag, kamen Mitschüler, die natürlich fast alle wussten, wo ich wohnte, manchmal sogar dreist »mal gucken«, wie alt und dreckig es war. Nicht alle stammten aus wohlhabenden Familien, viele lebten ebenfalls in billigen Apartments oder Mietskasernen, aber in einer Baracke mit Gemeinschaftsklo und ohne Bad wohnte niemand, wenigstens nicht aus meinem Jahrgang.

»Deine Freunde?«, fragte Kimiko lächelnd.

»Nein.«

»Die rufen dich aber.«

»Nein.«

»Ach so.«

Wir betraten das Geschäft; Kimiko legte Limonade, Chips und andere Snacks in den Korb. Ich solle mir etwas aussuchen, sagte sie, es gäbe auch Eis, aber eigentlich wollte ich gar nichts kaufen. Ich war bloß mitgegangen, und Geld hatte ich auch keins dabei. Außerdem hatte mir das Gefex der Yankees den Appetit verdorben.

»Hat dir deine Mutter gesagt, dass sie eine Weile nicht nach

Hause kommt?«, fragte Kimiko vor der Auslage mit den süßen Brötchen und dem Gebäck.

»Nein.«

»Was machst du denn, wenn was ist?«

»Ich rufe in der Bar an. Mama hat aber auch einen Pager«, erwiderte ich. »Was heißt, ›sie kommt eine Weile nicht nach Hause? Dass sie nicht arbeiten geht?«

»Sie macht ein paar Tage Urlaub, hat sie gesagt. Und wie machst du das mit dem Essen?«

»Mit dem Essen? Ich esse Nudelsuppe oder so.«

»Gehst du die kaufen?«

»Zu Hause steht eine Dose, da tut Mama Geld rein.«

»Das reicht?«

»Ja.«

»Und was ist mit Strom? Wasser? Das wird nicht zwischen-durch abgestellt?«

»Nein. Da kommt ein Zettel und mit dem gehe ich bezahlen.«

Als wir wieder auf die Straße traten, kam mir die Sonne noch heißer vor.

Die Yankees auf der anderen Straßenseite waren mehr geworden und grölten noch lauter. Ich wünschte, einer der brutalen Schulsozialarbeiter käme heraus und schlänge sie buchstäblich in die Flucht, aber das würde leider nicht passieren. Die sonst allseits gefürchteten Lehrer, denen gerne mal die Hand ausrutschte, vergriffen sich trotz der großen Töne, die sie spuckten, bloß an harmlosen Schülern; diejenigen, die Verbindungen zu Motorradgangs oder Ähnlichem hatten, rührten sie nicht an, da taten sie stets kumpelhaft.

Sobald meine Mitschüler mich wieder erspähten, fingen sie an, sich zu verrenken und »Bibinba« zu rufen. Das Herz schlug

mir auf einmal bis zum Hals; automatisch kniff ich die Augen zu. Durch das viele Melanin in meiner Haut wurde ich von Natur aus schnell braun, und obwohl ich an keiner AG teilnahm und kaum draußen herumliefe, war ich fast das ganze Jahr über braun gebrannt. Deshalb hatten mich ein paar Fieslinge »Bibinba« getauft, was für sie auch einen schönen Anklang an »binbo« hatte, »arm«, und dieser Spitzname hatte sich inzwischen etabliert. Bibinba hieß das schwarze Püppchen mit den großen Augen und den breiten Lippen, das schon in Mode war, als ich noch zur Grundschule ging. Sobald sie mich in oder vor der Schule sahen, fingen sie an, »Bibinba«, »Bibinba«, manchmal auch »Bibinbo«, zu rufen und eine Art Regentanz aufzuführen.

»Was meinen die mit Bibimbap? Das Essen?«, fragte Kimiko nach einem kurzen Blick auf die Yankees.

Ich konnte nicht einmal den Kopf schütteln, geschweige denn antworten.

Dass ich diesen Kinderkram immer noch nicht einfach an mir abprallen lassen konnte, beschämte mich, aber noch schlimmer war, dass Kimiko, die ich heute erst kennengelernt hatte, mich so gedemütigt sah. Vor Scham wäre ich am liebsten im Boden versunken. Die Hitze stieg mir ins Gesicht und wenn ich mich nicht konzentrierte, würden mir die Tränen aus den Augen schießen. Den Blick auf die Fußspitzen in meinen Sandalen geheftet, ging ich weiter und stieß den angehaltenen Atem durch die Nase aus.

»Bibinba, Bibinba, Bibibi-bibinba!«

Das so skandierte »Bibinba« brachte die anderen zum Lachen. Eigentlich lebten die Yankees und ich in getrennten Welten, ich existierte für sie kaum. Dass sie mich ausgerechnet heute nicht in Ruhe ließen, setzte mir erst recht zu. Ich stellte

mich taub und marschierte weiter. Bloß weg. So schnell wie möglich weg!

Als ich endlich die Ecke erreichte und einen Blick über die Schulter warf, war Kimiko nicht mehr da.

Ich drehte mich um. Die weiße Plastiktüte mit den Einkäufen schlenkernd, überquerte Kimiko gerade die Straße und ging auf die Yankees zu. Vor Überraschung blieb mir der Mund offen stehen. Was in aller Welt hatte sie vor? Entgeistert beobachtete ich, wie sie sich den Yankees so selbstverständlich näherte, als ginge sie den Weg zurück, den sie gerade gekommen war.

Aus ein paar Dutzend Metern Entfernung reckte ich den Hals und schluckte. Während wir im Store waren, hatten sich weitere Typen auf Mofas und anderen fahrbaren Untersätzen dazugesellt, und nicht nur das: Den schrillen Lauten nach zu urteilen, die einige von ihnen von sich gaben, tranken oder schnüffelten sie irgendetwas. Hoffentlich verprügeln sie Kimiko nicht vor Schreck oder zünden ihr mit einem Feuerzeug die Haare an, wie alt ist sie überhaupt, schossen mir die Gedanken durch den Kopf.

Doch entgegen meiner Befürchtung tauten die Mienen der Yankees zusehends auf. Das anfängliche Misstrauen wich, hier und da blitzte sogar ein Lächeln auf. Sie schienen sich ganz normal mit Kimiko zu unterhalten. Ich sah Kimiko nur von hinten, aber so, wie sie da stand, das Gewicht auf einen Fuß verlagert, wirkte sie entspannt; ein paar Minuten später lachte sie sogar mit. Vielleicht kennt sie einen von denen, dachte ich, verwarf den Gedanken aber gleich wieder.

Wie gebannt stand ich in der gleißenden Sonne und beobachtete das fröhliche Gespräch. Die Yankees schienen sich über den unerwarteten *Besuch*, wenn man so will, über die

Aufmerksamkeit, die ihnen eine unbekannte Erwachsene zuteilwerden ließ, zu freuen; sie wirkten geradezu aufgedreht. Nach etwa zehn Minuten hob Kimiko wie zum Abschied lässig die Hand und kam die Tüte mit den Einkäufen schlenkernd zu mir. Die Ehemalige mit den weißen Schlappsocken und der Ponyfontäne wedelte theatralisch mit den Armen und machte einen Witz; alle lachten.

»Meine Güte, sind die jung«, sagte Kimiko grinsend, als sie bei mir ankam. »Jetzt ist die Limo warm«, fügte sie hinzu und lachte, diesmal laut. An ihrem schweißnassen Hals und an den Schläfen klebten einzelne Haare.

2

Von dem Tag an wohnten wir vier Ferienwochen lang zusammen.

Meine Mutter rief hin und wieder an, etwa drei Mal kam sie auch vorbei, dann aßen wir alle zusammen Sukiyaki. Danach ging meine Mutter wieder *auf die Reise*.

Ausdrücklich gesagt hatte sie es mir nicht, aber sie war zu der Zeit mit einem Mann liiert, der, weil er nuschte und nur schwer in die Gänge kam, von seinen Kollegen »Träne« genannt wurde; bei dem schien sie sich eingenistet zu haben.

Meiner Mutter konnte man alles Mögliche vorwerfen, aber einfach für ein paar Tage weggeblieben war sie noch nie, weshalb mir ein bisschen mulmig zumute gewesen war, als ich davon erfuhr. Doch nicht zuletzt dank Kimiko gewöhnte ich mich sofort daran.

Ob meine Mutter sie darum gebeten hatte, damit sie selbst unbeschwert zu ihrem Freund ziehen konnte, oder ob Kimiko

ihre eigenen Gründe hatte, bei uns einzuziehen, wusste ich nicht. Weder meine Mutter noch Kimiko verloren je ein Wort darüber. Mit der Begründung, sie habe etwas zu erledigen – *bis später!* –, verließ Kimiko am dritten Tag nach unserer ersten Begegnung das Haus und kam am späten Nachmittag mit einer größeren Reisetasche aus braunem Kunstleder wieder zurück. An dem Abend kochten wir *butadon*, Schweinefleisch auf Reis.

Die Mama-san der Snackbar, in der meine Mutter arbeitete, sagte Kimiko, sei eine alte Bekannte von ihr (ich mochte die fast sechzigjährige Wirtin der Bar am Bahnhof nicht), durch die sie meine Mutter vor Jahren in einer Kneipe kennengelernt und vor Kurzem wiedergesehen habe. Sie sei fünfunddreißig, zwei Jahre jünger als meine Mutter, und zusammen gearbeitet hätten sie nie.

Ich wusste nicht, welche Art von Freundschaft die beiden verband, doch in Kimikos *Ai-san* schwang immer eine gewisse Bewunderung mit, und aus dem vertraulichen *Kimiko-chan*, das meine Mutter ihr gegenüber benutzte, war Zuneigung herauszuhören. Aber vielleicht bildete ich mir das auch bloß ein, nachdem ich erfahren hatte, dass meine Mutter die Ältere war. Tatsächlich war es nämlich so, dass meine Mutter sich immer alles von der Seele redete – Männer, Beziehungen, Kunden und Kolleginnen – und Kimiko geduldig zuhörte. Neben ihr wirkte meine Mutter noch kindlicher und hilfloser als sonst.

»Du hast es gut«, sagte Kimiko eines Abends, nachdem wir unter die Decken geschlüpft waren und das Licht gelöscht hatten. So wie meine Mutter und ich schliefen wir auf Futons, die wir im »Schlafzimmer« nebeneinander auslegten. »Deine Mutter ist lieb.«

Bisher hatten sich die Bekannten und Freunde meiner Mutter, sobald sich zwischen ihnen und mir eine gewisse Nähe eingestellt hatte, immer skeptisch oder negativ über meine Mutter geäußert. Sie hatten sie nicht offen heruntergemacht, sondern die Kritik in Mitleid verpackt. »Du fühlst dich doch bestimmt alleingelassen. Ai-chan ist lustig, das stimmt, aber so etwas sollte man seinem Kind nicht antun ... Manche Leute können sich einfach nicht am Riemen reißen ...« Ob diese Leute selbst Kinder hatten, wusste ich nicht, aber offenbar wollten sie mir zu verstehen geben, dass meine Mutter keine gute Mutter war, obwohl sie praktisch dasselbe Leben führten und nach Belieben bei anderen ein- und ausgingen. Da ich gleichzeitig echte Anteilnahme spürte, wusste ich nie, wie ich reagieren sollte. Deshalb überraschte mich das unerwartete Lob; es war mir sogar fast ein bisschen peinlich.

»Findest du?«

»Allerdings«, sagte Kimiko. »Sehr ... gutgläubig.«

»Gutgläubig?«

»Ja. Findest du nicht auch, dass sie leicht zu beeinflussen ist?«

»Vielleicht.«

»Weißt du, was für einen Namen sie jetzt benutzt? In der Bar meine ich.«

»Hat sie schon wieder einen neuen?«

»Ja. Sie nennt sich jetzt *Airu*. Das schreibt sich mit den Zeichen für ›Liebe‹ und ›Träne‹.«

»Das wundert mich nicht. Mama *liebt* Horoskope und das Wahrsagen aus Namen. Aber wozu soll das gut sein? Wenn sie sich *Airu* nennt, sagen doch bestimmt alle Ai-chan zu ihr.«

»Tun sie auch, das stimmt, aber Wahrsagern zufolge kommt es darauf an, aus wie vielen Strichen die Zeichen deines Na-

mens bestehen, und du weißt ja, wie deine Mutter ist; wenn's ein Wahrsager sagt, glaubt sie daran.«

»Glaubst du auch an irgendwas?«

»Hm«, erwiderte Kimiko. »Ein bisschen an Feng-Shui vielleicht.«

»Feng-Shui? Was ist das?«

»Im Feng-Shui gibt es für jede Himmelsrichtung eine Farbe, und danach richtet man seine Wohnung ein. Ich glaube, dem Süden ist Grün zugeordnet und dem Norden Weiß.«

»Die Farben sind festgelegt?«

»Ja.«

»Und dann?«

»Wenn man sich entsprechend einrichtet, wendet sich das Schicksal zum Guten.«

»Gilt das auch für kleine Wohnungen?«

»Ja, ich glaube, das gilt für alle.« Kimiko lachte. »Außerdem solltest du den Eingang sauber halten. Ach ja, und Gelb. Gelb im Westen bringt Geld ins Haus.«

»Geld?«, sagte ich.

»Genau.«

»Du-u ...«

»Ja?«

»Dann musst du dir ja keine Sorgen machen, bei dir steht das Gelb schon im Namen.«

»Schön wär's.« Kimiko lachte.

»Wenn du dir die Haare färben und irgendwo im Westen leben würdest, wärest du vielleicht reich.«

»Wer weiß ...«

Die Vorstellung von einer Kimiko mit quietschgelben, nicht ausländerblond gefärbten Haaren ließ mich tonlos lachen. Umrahmt von einer von Kinderhand gezeichneten Löwenmähne

oder Sonnenblume würden ihre scharf geschnittenen Augenbrauen und Augen bestimmt erst recht auffallen.

Dann überlegte ich, welche Farben es bei uns zu Hause gab. Aber mir fiel partout keine ein. Allerdings war es wesentlich sauberer, seit Kimiko bei uns wohnte. Grundlegend geändert hatte sich nichts, aber allein dadurch, dass Kimiko den Eingang fegte, die trockene Wäsche zusammenlegte, das schmutzige Geschirr immer gleich spülte und wieder wegräumte, wirkte die Wohnung heller, irgendwie freundlicher.

Bisher war erst abgespült worden, wenn das Spülbecken voll war oder die Wäsche weggeräumt, wenn kein Platz mehr für die Futons war, anders hatte ich es gar nicht gekannt. Deshalb kam mir ein jeder von Kimikos Handgriffen so neu und frisch vor. Die Gemeinschaftstoilette wurde von der Vermieterin geputzt, und niemand machte sich die Mühe, richtig ums Haus zu fegen, trotzdem hüpfte mir förmlich das Herz, wenn ich nach Hause kam und den sauberen Eingang mit den ordentlich aufgereihten Sandalen sah.

»Sag mal, meinst du nicht auch, dass wir woanders wohnen sollten? In einer *besseren* Wohnung«, fragte ich und dachte an die Schüler, die extra »gucken« gekommen waren.

»Ich weiß nicht.«

»Ich wünschte mir manchmal, wir würden woanders wohnen.«

»Ja?«

»Ich weiß, dass meine Mutter alleinerziehend ist, aber wenn sie sich ein bisschen mehr Mühe gäbe, könnten wir in einer richtigen Wohnung leben, glaube ich, ein Apartment oder so.«

»Hm.«

»Aber Mama gibt ihr Geld für andere Sachen aus. Klamotten. Alkohol.«

»Hm.«

»Ihren Freund.«

»Hm.«

»Die Wohnung, die ist ihr egal, da schläft man ja nur. Außerdem will sie nicht umziehen. Das ist ihr zu viel Arbeit. ›Was willst du‹, sagt sie immer, ›hier kommen wir doch gut zurecht.‹ Das Haus ist ihr egal. Es interessiert sie nicht. Null. Ich kann das schon verstehen. Sie ist selten da, kann immer auch woanders hingehen, aber ich ...«

Als mir bewusst wurde, dass ich noch nie mit jemandem so offen über so etwas wie meine Gefühle gesprochen hatte, wurde mir heiß.

»Aber?«, ermunterte mich Kimiko, doch ich hatte plötzlich einen Kloß im Hals und brachte kein Wort mehr heraus. Wie gut, dass es dunkel ist und sie mein Gesicht nicht sehen kann, dachte ich. Dann schlief ich ein. Als ich am nächsten Morgen erwachte, sah ich ihren ordentlich zusammengelegten Futon. Irgendwie war ich darüber so erleichtert, dass ich die Augen wieder schloss und weiterschliefe.

So erlebte ich einen Sommer, wie ich ihn nie zuvor erlebt hatte.

Wir frittierten Huhn in unserer engen Küche. Wenn man etwas geriebenen Knoblauch unter die Panade mischt, schmeckt es besser, brachte Kimiko mir bei. Bisher hatte ich nur einfache Gerichte für mich zubereitet, Knoblauch verwendete ich zum ersten Mal. Lachend wedelten wir uns mit den stinkenden Fingern gegenseitig vor der Nase herum.

Spazieren gingen wir auch. Kimiko erzählte mir, dass sie ihre Bekannte, die Mama-san der Snackbar, in der meine Mutter arbeitete, schon häufiger besucht, aber noch nie so viel Zeit am Stück in diesem Viertel verbracht habe. Wir bummelten

durch die Geschäfte vorm Bahnhof, etwa eine halbe Stunde Fußmarsch entfernt, und wanderten schwitzend weiter durch die nur noch von Wohnhäusern gesäumten Straßen. Wenn man sich den Arm ans Ohr hielt, konnte man die Hitze auf der Haut förmlich knistern hören, so stark schien die Sonne. Auf dem Rückweg von unseren ziellosen Spaziergängen machten wir einen Abstecher ins öffentliche Bad. Einfach in ein *sentō* zu gehen, das wir zufällig entdeckten, nicht in unser übliches, war etwas, auf das ich mich immer besonders freute. Kimiko hörte mir stets aufmerksam zu, egal, was ich erzählte, und lachte über jeden noch so dummen Witz. Ich hatte mich immer für verschlossen und gehemmt gehalten, aber wenn ich mit Kimiko zusammen war, fühlte ich mich fröhlich und beschwingt, meine Gedanken hüpfen, ich lachte, sie brachte mich zum Lachen, das Gequassel nahm kein Ende. Jeder Tag war so schön, dass ich nicht mehr das Gefühl hatte, ein anderer Mensch geworden zu sein, sondern glauben konnte, dass sie mit ihrem Lachen mein wahres Ich zum Vorschein gebracht hatte. Meistens aßen wir kalte Nudeln oder kauften uns ein *bentō*, aber Kimiko nahm mich auch mit in eine Kneipe am Bahnhof, wo ich Unmengen von Hähnchenspießen essen durfte. Dort probierte ich zum ersten Mal in meinem Leben *umibudo*, Meerestrauben. Kimiko hatte kein Portemonnaie, sie verwahrte ihr Geld, ein paar Scheine und Münzen, immer hinten in der Hosentasche, weshalb ich ständig ein wenig in Sorge war, dass sie es verlieren könnte.

Auf dem Heimweg kamen wir hin und wieder an der Snackbar vorbei, in der meine Mutter arbeitete, hinein gingen wir allerdings nie. Der verzerrte Karaokegesang war immer bis auf die Straße zu hören, aber ob es meine Mutter war, wusste ich nicht.

Am Schrein in der Nachbarschaft fand ein Nachtmarkt statt. Aus Angst, Schulkameraden oder Yankees über den Weg zu laufen, wollte ich eigentlich nicht hingehen, ließ mich von Kimiko aber überreden.

Im zunehmenden Dunkel der Dämmerung, in dem noch ein Rest Tageshitze lag, funkelte es rot wie Goldfische, die durchs Wasser stieben, schillerten Murmeln, zerplatzten, begleitet von tosender Begeisterung, Schüsse in die sich wie eine flüchtige Erinnerung bauschende Zuckerwatte. Die von Neugier und Energie erfüllte Atmosphäre der Sommernacht ließ mein Herz höherschlagen.

Ich weiß nicht, ob es an der Dunkelheit, an der Nacht lag, dass ich mich frei und unbeschwert fühlte, jedenfalls waren alle Schulkameraden, denen ich über den Weg lief, netter zu mir als sonst. Wir saßen auf den Steinstufen des Schreins und aßen geschabtes Eis. Geh doch rüber, hatte Kimiko mich ermuntert, und ehe ich mich versah, gesellte sie sich wie selbstverständlich zu uns und spendierte eine Runde Reismehl-oblatten und Saft. Sie sei eine Verwandte, erklärte sie. Ob ich ihre Nichte sei? Sie würde eher wie eine große Schwester aussehen, nicht wie eine Tante. Ich hätte es vielleicht gut, so eine große Schwester hätten sie auch gern ... Die Mädchen sahen mich geradezu bewundernd an.

Wie wär's mit *yakisoba*?, fragte Kimiko, woraufhin Jubel ausbrach und sich alle gemeinsam auf den Weg machten. Als mich eines der Mädchen fröhlich unterhakte, überkam mich ein bis dahin ungekanntes Gefühl von Stolz. Ich lachte und scherzte mit meinen Mitschülerinnen, wie ich es noch nie getan, wie ich es nie gekonnt hatte. Es machte Spaß, Kimiko war da, *ach*, wenn es doch nur immer so wäre, wünschte ich mir insgeheim.

Doch dieser Wunsch sollte sich nicht erfüllen.

Als ich am ersten Schultag nach den Ferien von der Schule nach Hause kam, war Kimiko nicht mehr da. Auch die Reisetasche aus Kunstleder war verschwunden. Solange ich wartete, Kimiko kehrte nicht zurück.

Am nächsten Morgen war ich so hungrig, dass ich es nicht mehr aushielt und zum Convenience Store ging, um mir ein *bentō* zu kaufen. Auf dem Weg hielt ich Ausschau nach Kimiko, aber sie war nirgends zu sehen.

Zu Hause wollte ich mein *bentō* essen, konnte es vor lauter Schwermut aber nicht.

Obwohl alles so war wie vorher, obwohl sich nichts, aber auch gar nichts verändert hatte – weder der Heiztisch noch die raue, sandverputzte Wand, weder der Lampenschirm noch der Fernseher –, schien alles anders geworden zu sein.

Ich setzte mich in eine Ecke, zog die Knie an und konzentrierte mich mit jeder Faser meines Körpers auf jeden noch so kleinen Laut, jede noch so kleine Bewegung. Wieder und wieder stellte ich mir vor, wie Kimiko mit einem »Da bin ich wieder!« durch die Tür trat, aber nichts dergleichen geschah. Mit jedem Blinzeln wurde mein Herz schwerer, das Zimmer um mich herum dunkler, schien alles mehr und mehr zu versinken.

Die Hände an die Wangen gelegt, atmete ich tief durch. Um die Angst und die Mutlosigkeit zu vertreiben, schüttelte ich immer wieder den Kopf. Nach einer Weile merkte ich, dass ich Durst hatte. Ich ging in die Küche, um einen Schluck kaltes Wasser zu trinken. Kaum hatte ich den Griff des Kühlschranks gefasst, war mir, als wäre irgendetwas anders als sonst. Ich öffnete die Tür und traute meinen Augen nicht. Der sonst gähmend leere Kühlschrank quoll fast über vor Lebensmitteln: Schinken, Würstchen, *kamaboko*, Thunfisch, Dosenpfirsiche, Gebäck, Saft.

Die Hand an der Tür ging ich in die Hocke und starrte das Essen an.

Kimiko. Während ich heute Morgen in der Schule saß, ist Kimiko in den Supermarkt gegangen und hat eingekauft. Für mich.

Sie wusste, dass sie heute – warum auch immer – weggehen würde, und hat, damit *ich* etwas zu essen habe, wenn ich Hunger bekomme ... all das ... Stück für Stück ... für *mich* ... der Gedanke schnürte mir die Brust zu. Die Augen auf das hellgelbe Licht gerichtet, das von hinten aus dem Kühlschrank schien, war ich unfähig, mich zu rühren.

3

Nach Kimikos plötzlichem Verschwinden kam meine Mutter wieder nach Hause.

Wir fanden so schnell in unseren alten Trott zurück, als hätte es meinen Monat mit Kimiko nie gegeben.

Die schwammigen Antworten meiner Mutter auf die Fragen, wo Kimiko sei oder wie ich sie erreichen könnte, machten mich wütend. Wo hat sie denn vorher gewohnt? Warum ist sie hier eingezogen? Und warum ist sie so plötzlich wieder ausgezogen, ohne ein Wort zu sagen? »Kimiko *hatte* keine Wohnung, deshalb hat sie ja hier gewohnt. Und jetzt hat sie wohl eine gefunden«, sagte meine Mutter. »Wart's ab. Sie kommt dich bestimmt bald besuchen.«

Ich ließ mir die Nummer ihres Pagers geben und klingelte sie von unserem Festnetzanschluss aus an, doch so oft ich es auch versuchte, ich bekam keine Antwort.

Mit meiner Mutter wechselte ich kaum noch ein Wort,

selbst wenn wir uns an einem ihrer wenigen freien Tage sahen. Unter der Woche verpassten wir uns sowieso. Ich hatte das »Fernsehzimmer« zu »meinem« Zimmer gemacht. Hatte meinen Futon hinübergetragen und schlief dort jetzt auch. Selbst bei den Mahlzeiten, die wir ab und zu gemeinsam eingenommen hatten, war nun jeder für sich.

Auch die Yankees fragten hin und wieder, wo Kimiko abgeblieben sei, wenn ich ihnen irgendwo in die Arme lief. Auf unseren Spaziergängen im Sommer hatten wir wie selbstverständlich mit ihnen geplaudert und gescherzt, wenn wir ihnen unterwegs zufällig begegneten. Einmal hatten wir sogar nachts zusammen ein kleines Feuerwerk veranstaltet. Manchmal kaufte Kimiko für sie *o-nigiri* oder *kurokke* im Convenience Store. Dank dessen waren wir »akzeptiert«. Die Ehemalige mit den *loose socks* hatte auch mir ein Paar Strümpfe geschenkt. Wenn sie mich auf der Straße sah, rief sie meinen Namen und winkte. Das schien sich herumgesprochen zu haben. *Bibinba* nannte mich jedenfalls niemand mehr.

»Für immer weg, oder was?«

Darauf konnte ich keine klare Antwort geben.

»Schade ... die war echt lustig.«

Damit zogen sie weiter, laut lachend über einen Witz, den einer von ihnen gerissen hatte.

Ein Tag nach dem anderen ging ins Land; sie hatten so wenig Bedeutung wie die Jahreszeit. Ich wechselte an eine Oberschule, in die es jeder schaffte, auch ohne Vorbereitung. Eine Schule mit niedrigem Niveau – Stufe drei auf einer Skala von eins bis zehn –, ob man hinging oder nicht, spielte keine Rolle, etwa dreißig Minuten mit dem Fahrrad von zu Hause entfernt.

Zur gleichen Zeit trennte sich meine Mutter von Träne, mit dem sie zwei Jahre zusammen gewesen war, und ließ sich mit

einem anderen Mann ein, einem älteren Immobilienmakler aus Saitama, der anscheinend eine Filiale an unserem Bahnhof unterhielt.

Dort solle sie arbeiten, erzählte meine Mutter ihren Freundinnen, wenn sie wieder einmal bei uns zu Hause saßen und tranken. Anscheinend gefiel es ihrem neuen Freund nicht, dass sie im Rotlichtmilieu arbeitete, obwohl er sie selbst dort kennengelernt hatte. Du im Büro? Das kannst du doch gar nicht, sagte eine ihrer Freundinnen. Natürlich kann ich das, erwiderte meine Mutter. Man sieht's mir vielleicht nicht an, aber im Rechnen war ich schon immer gut, worauf eine andere einen Witz machte und alles losbrüllte vor Lachen.

Sobald ich mit der Schule fertig bin, bin ich hier weg, dachte ich. Das Geld dafür erarbeitete ich mir.

Jede, wirklich jede freie Minute zwischen Schule, Badehaus und Bett verbrachte ich in dem *Family Restaurant* an unserem Bahnhof.

Sobald die Schule aus war, schwang ich mich auf mein Fahrrad und sauste wie der Wind zu dem Restaurant, wo ich bis abends um zehn kellnerte. In den langen Ferien ließ ich mich für derart viele Schichten eintragen, dass der Filialleiter große Augen machte, und arbeitete, so viel ich konnte. Mein Stundenlohn betrug 680 Yen, und als ich das erste Mal etwas ausgezahlt bekam, war ich so gerührt, dass es mich selbst überraschte.

Meine Mutter wirtschaftete nicht mit Geld oder teilte es sich ein, schon der Gedanke lag ihr fern. Vielmehr steckte sie wie aus einer spontanen Eingebung heraus mal mehr, mal weniger Geld in die runde Keksdose, die wir seit meiner Kindheit anstelle einer richtigen »Haushaltskasse« benutzten, und füllte wieder auf, wenn es aufgebraucht war. Sie hatte keine Ersparnisse, geschweige denn ein Konto; Strom, Wasser und

so weiter bezahlte *ich*, sobald eine Rechnung oder Mahnung kam. Das einzige Geld, das ich kannte, war das in der Keksdose und das im Portemonnaie meiner Mutter.

Dass ich mir mit Fleiß einige Zehntausend Yen pro Monat verdienen konnte, machte mich glücklich. Ich hatte das Gefühl, stark geworden zu sein. In das Portemonnaie mit Reißverschluss, das ich mir von meinem allerersten Lohn gekauft hatte, steckte ich fünftausend Yen für das, was ich täglich brauchte, den Eintritt ins Badehaus oder kleinere Einkäufe zum Beispiel, den Rest sparte ich in einem Umschlag, den ich sorgsam ganz unten in den blauen Schuhkarton legte, in dem ich seit der Grundschule alles Mögliche aufbewahrte.

Die Schule langweilte mich, sie machte mir überhaupt keinen Spaß, und auch im Restaurant lief es nicht mehr so gut, nachdem eine Schülerin dort angefangen hatte, die mich aus irgendeinem Grund, selbst wenn ich mit ihr sprach, einfach ignorierte; dabei hatte ich ihr – wissentlich – nichts getan. Aber davon ließ ich mich nicht beirren. Du bist hier, um Geld zu verdienen, tröstete ich mich und ging weiter fleißig meiner Arbeit nach.

Inzwischen war ich in der zehnten Klasse.

Da ich den Unterricht größtenteils verschlief und selten, wenn überhaupt, einen Blick in die Lehrbücher warf, außerhalb der Schule schon gar nicht, bestand ich meine Prüfungen nur mit Ach und Krach. Meine Noten waren miserabel.

Vielen in meiner Klasse ging es ähnlich, ich wusste es damals bloß nicht, die wenigsten bereiteten sich ernsthaft auf die Uni vor. Die meisten hatten eine Berufsfachschule im Blick, um staatlich geprüfter Koch oder Buchhalter zu werden, ein paar der auffälligen Schüler strebten Designschulen an, der Rest schwärmte vom Showbusiness.

Wozu gehe ich eigentlich noch hin, fragte ich mich manchmal. Ich arbeitete vom Abend bis in die Nacht, den Rest des Tages döste ich vor mich hin, und richtige Freunde hatte ich auch keine. Was will ich da noch? Dass ein Abschluss selbst dieser Oberschule mir mehr nützen würde als keiner, wusste ich zwar, aber *wie viel* er mir letztendlich nützen würde, wusste ich nicht.

In anderthalb Jahren irgendwo eine Stelle anzutreten, konnte ich mir nicht vorstellen, über so etwas wie meine »Zukunft« hatte ich noch nie nachgedacht. Das Einzige, was ich im Kopf hatte, war, meinen Job so lange wie möglich zu behalten, fleißig zu arbeiten und jeden Yen für meinen Auszug zu sparen.

Sehnsüchtig wartete ich auf die Ferien, die bereits vor der Tür standen. Der Filialleiter würde wahrscheinlich wieder große Augen machen, aber in den Ferien konnte ich von früh bis spät arbeiten. Vielleicht könnte ich sogar kurzfristig einen besser bezahlten Job finden, überlegte ich, was meine Stimmung ein wenig aufhellte.

Ein paar Tage vor dem offiziellen Schuljahresabschluss, die Prüfungen – ob ich sie bestand oder nicht, spielte keine Rolle – waren schon vorbei, passierte es. Normalerweise radelte ich von der Schule direkt zum Restaurant, weil ich aber etwas vergessen hatte, fuhr ich erst nach Hause. Ich solle meinen Namensstempel mitbringen, hatte man mir gesagt, den brauche man für die Unterlagen, der Stundenlohn würde erhöht.

Schon als ich mein Fahrrad in Sichtweite des Eingangs auf dem Weg abstellte, hatte ich ein ungutes Gefühl.

Besuch hätte man eigentlich von rechts hören müssen, aus der Wohnung, die wir früher »Schlafzimmer« genannt hatten und das jetzt von meiner Mutter genutzt wurde, aber die Stimmen, die ich vernahm, kamen aus unerfindlichen Gründen von

links, also aus *meiner* Wohnung. Meine Mutter und ein Mann stritten sich so laut, dass ich eine Gänsehaut bekam.

Kaum hatte ich die Tür geöffnet und einen Schritt in den Eingang getan, fing ich den Blick meiner Mutter auf, die mit verschränkten Armen im Zimmer stand. Der Mann drehte sich zu mir um. Ich kannte ihn nicht. Vielleicht ihr Makler, dachte ich für einen Moment, aber dafür schien er mir zu jung zu sein. Da standen sie in *meiner* Wohnung und funkelten sich an.

Als ich bemerkte, dass der Mann mit der Ferse, die unter dem Saum seiner schmutzigen schwarzen Schlabberhose hervorlugte, auf meinem dünnen Sitzkissen stand, stieg Wut in mir auf. Was fällt euch ein, das ist *mein* Zimmer, raus!, hätte ich am liebsten gebrüllt, aber meine Finger zitterten, und das Einzige, was ich schließlich mit leiser Stimme herausbrachte, war: »Wieso seid ihr in meinem Zimmer?«

»Weil drüben die Klimaanlage nicht funktioniert«, stieß meine Mutter hervor, während sie sich genervt die Schläfen rieb. Wie um sich zu beruhigen, atmete der Mann tief durch.

Er hatte eine merkwürdige Frisur, über den Ohren kurz, aber hinten lang, und von den Gürtelschlaufen seiner auf halbmast hängenden Hose baumelten Kettchen oder Anhänger. Die untrainierten Arme, die unter seinem T-Shirt hervorlugten, waren sehnig und dürr. Er war klein und so schwächig, dass er mir insgesamt kleiner vorkam als ich, die ich noch zur Schule ging.

»Erledigt das draußen oder bei dir«, sagte ich, verschwand in der Wohnung meiner Mutter, durchwühlte die Schubladen des Schanks, bis ich zwischen all dem Zeug den Farb-Taschenstempel fand, und kam wieder zurück. Meine Mutter und der Mann funkelten sich weiter an.

»Jetzt geht endlich«, sagte ich so ruhig wie möglich.

»Ja-ha!« Meine Mutter war furchtbar aufgebracht. Nun raufte sie sich sogar die Haare. So hatte ich sie noch nie erlebt. Meine Mutter war ein umgänglicher und sehr geselliger Mensch, aber sie schien sich für niemanden wirklich zu interessieren, jedenfalls hatte ich sie nie jemandem gegenüber richtig emotional werden sehen. Überhaupt waren bislang nur Freundinnen ein- und ausgegangen, einen Mann hatte ich hier noch nie gesehen. Es musste sich um einen ungebetenen Gast handeln, der meine Mutter mit seinem plötzlichen Besuch oder was auch immer überrumpelt hatte, weshalb sie jetzt so wütend war. Träne vielleicht, der Mann, von dem sie sich erst kürzlich getrennt hatte.

»DRÜBEN funktioniert die KLIMAANLAGE nicht. Wir gehen gleich.«

Eingeschüchtert von ihrem Ton trat ich zurück.

Es war tatsächlich heiß, selbst ich schwitzte unter den Achseln und am Rücken, aber dass bei ihr die Klimaanlage nicht funktionieren sollte, war mir neu. Wahrscheinlich wollte sie den Kerl einfach nicht in ihre Wohnung lassen. Ein Ex, der nicht loslassen konnte oder wollte, war wohl das Letzte, was sie jetzt brauchte, wo es mit ihrem neuen Freund, dem Makler, so gut lief und sie endlich ihre Unbeschwertheit wiedergefunden hatte. Ich weiß nicht, warum, aber dass sie einen Mann, den sie nicht mehr liebte und der plötzlich vor ihrer Tür stand, nicht in ihre Wohnung lassen wollte, konnte ich irgendwie verstehen.

»Gut. Aber vergesst es nicht«, sagte ich nur, denn ich wollte auf keinen Fall zu spät zur Arbeit kommen und radelte zum Restaurant. Mir war zwar etwas unwohl dabei, die beiden sich selbst zu überlassen – hoffentlich schlägt er sie nicht im Eifer

des Gefechts, dachte ich einen bangen Moment lang sogar –, aber in meiner Wohnung gab es keine Küchenmesser, und ich hatte auch nicht den Eindruck gehabt, dass er ihr an die Kehle wollte, so schlimm würde es also schon nicht werden.

Abgesehen davon hatten sie bereits gestritten, als ich nach Hause gekommen war – wer weiß, wann sie angefangen hatten –, und Träne wirkte so schwach, dass meine Mutter schon mit ihm fertig würde, falls er wirklich handgreiflich werden sollte, tröstete ich mich.

Als ich von der Arbeit nach Hause kam und nach meiner Mutter sah, lag sie auf ihrem Futon und blätterte in einer Illustrierten, als ob nichts gewesen wäre. So begannen die Sommerferien, und ich legte mich bei der Arbeit noch mehr ins Zeug.

Meine Mutter hängte ihren Job in der Snackbar an den Nagel und fing wie gewünscht im Immobilienbüro am Bahnhof an. Sie würde zu Besichtigungen mitfahren und bei Fragen zum Neubaugebiet in Tokorozawa zurate gezogen. Eigentlich sei sie mehr Assistentin als Bürokraft, erzählte sie freudestrahlend.

An ihrem letzten Abend in der Bar war es mit der Mama-san allerdings zu einem großen Streit gekommen. Aus heiterem Himmel hinzuschmeißen ... Ob sie denn nicht wisse, was sie ihr und dem Geschäft damit antue? Hinzu kam, dass der Makler eigentlich zum Kundenstamm der Wirtin gehörte. Für diese im Rotlichtmilieu weitverbreitete »Undankbarkeit« schien eine ihrer Freundinnen meiner Mutter heftige Vorwürfe gemacht zu haben.

»Das nennt man Neid, Hana-chan. Leute, von denen du bloß dachtest, dass sie deine Freunde sind, oder Leute, die auf dich herabsehen, die dir dein Glück nicht gönnen. Die denken, du bist ihnen zuvorgekommen«, wiederholte meine Mutter am

Sake nippend ernst, womit eine andere Freundin sie offenbar in Schutz genommen hatte, während ich in ihrer Küche stand und Würstchen briet.

»Das Leben ist kein Wunschkonzert. Manchmal läuft es gut, manchmal weniger und manchmal anders, als man denkt. Verstehst du das, Hana-chan? *Manchmal anders, als man denkt?* Wie gut, dass ich meinen Namen geändert habe ... Airu hat mir Glück gebracht ... wurde aber auch Zeit, wirklich höchste Zeit«, sagte sie verträumt und errötete.

»Jetzt wird alles anders.«

Tatsächlich wurde alles anders, aber nicht für sie, sondern für mich.

Ich wusste nicht, was geschehen war. Ich konnte einfach nicht begreifen, was ich da sah.

Mein Geld war weg.

Es war Ende Juli. Ich war mit meinem Lohn nach Hause gekommen, hatte wie immer fünftausend Yen in mein Portemonnaie gesteckt und wollte den Rest gerade im Karton verstauen, doch der Umschlag war weg.

Alles Blut wich aus meinem Gesicht. Mit bebendem Kinn sank ich auf den Boden. Mein Herz hämmerte so wild, dass mir die Sicht verschwamm.

Mein Geld war weg. Alles. Umschlag, Geld. Alles weg. Aber warum? Warum nur? Ich verstand die Welt nicht mehr.

Ich unterdrückte das Schluchzen und atmete ein paar mal tief durch. Dann untersuchte ich mit zittrigen Fingern noch einmal den Karton. Nur der Stapel mit den Lohnbescheinigungen war da, der Umschlag mit dem Geld war spurlos verschwunden.

War in unserer Abwesenheit jemand eingebrochen? Nein,

unmöglich! Wer sollte in dieses Haus einbrechen? Außerdem deutete nichts darauf hin, dass die Wohnung durchsucht worden war. Wer war es dann? Meine Mutter? Hatte sie es genommen? Nein, das würde sie nicht tun. Sie hatte ihren Makler, in Geldnot war sie auch nicht, *nein*, so etwas tat meine Mutter nicht. Aber wer dann? Wer um alles in der Welt würde mir mein Geld wegnehmen? Im selben Moment traf mich die Erkenntnis wie ein Schlag: Träne.

Kein Zweifel. Wer sonst? Es *musste* Träne gewesen sein. Niemand außer ihm kam infrage. Mir wurde schwarz vor Augen, nicht im übertragenen Sinne, sondern wirklich schwarz. Aus meiner Kehle drang ein Laut, von dem ich nie gedacht hätte, dass ich ihn produzieren könnte. Wutentbrannt stürmte ich in die Wohnung meiner Mutter.

»Was ist los?«

»Was LOS ist?! Wo ist Träne?«

»Warum? Was ist los?«

»Das Geld. DAS ist los. Er hat das Geld genommen.«

»Geld? Was für Geld? Hana. Jetzt beruhig dich mal. Von wessen Geld sprichst du?«

»Von MEINEM. Das Geld, das ich die ganze Zeit über GESPART habe. DIE GANZE ZEIT. MEIN Geld!«, schrie ich unter Tränen.

»Und woher willst du wissen, dass *er* das war? Wie viel war's denn überhaupt? Und wo hast du's gehabt?«

»VIEL. VIEL, VIEL, VIEL! Es lag im Karton, und es kann niemand anderes gewesen sein. Was habt ihr gemacht an dem Tag, als Träne da war. Als ich gesagt habe, ihr sollt rausgehen, bevor ich zur Arbeit geradelt bin. Was habt ihr da gemacht?«

»Nichts«, antwortete meine Mutter mit aufgerissenen Augen.

»Nichts kann ja wohl nicht sein! Wenn alles WEG ist«, schrie ich.

»Warte, warte, ich versuche mich zu erinnern, warte.«

Endlich schien meine Mutter den Ernst der Lage begriffen zu haben. Sie stützte den Kopf in die Hände, runzelte die Stirn und begann laut zu denken: »An dem Tag ... Was haben wir da gemacht? ... Wir hatten uns getrennt, aber plötzlich stand er vor der Tür, wir sollten es doch noch mal miteinander versuchen ... Wir haben uns gestritten, und dann bist du nach Hause gekommen ... Dann bist du zur Arbeit gefahren, und es ging so weiter; ich weiß nicht, irgendwann hatte ich einfach keinen Nerv mehr ...«

»Und Träne?«

»Weißt du, der ist mir egal, ich habe mich jetzt für ein anderes Leben entschieden.«

»Und Träne?«

»Na ja, der wollte einfach nicht gehen. Ich frage mich, was ich an dem Jammerlappen gefunden habe. Echt!«

»Und Träne?«

»Na ja, ich war verabredet ...«

»UND TRÄNE?«

»Der ist hiergeblieben ...«

Ich schlug die Hände vors Gesicht, warf mich auf den Boden und weinte. Dann schlug ich mir mit der Faust auf den Schenkel. Aus einem Schlag wurden drei, wurde ein ganzer Trommelwirbel. Die dumpfen Schläge fachten die ohnmächtige Wut und Bitterkeit in mir so an, dass ich mich schließlich mit beiden Fäusten bearbeitete.

»Nicht, Hana, hör auf!«, schrie meine Mutter. »Nicht dich selbst verletzten, das darfst du nicht, niemals.«

»Du hast ja keine Ahnung, wie ich mich fühle!«

»Oh doch, ich weiß genau, wie du dich fühlst.«

»Weißt du nicht!«

»Weiß ich wohl.«

»DU KANNST ES ÜBERHAUPT NICHT WISSEN.«

»Gut, dann weiß ich es eben nicht. Aber ...«

»WAS *aber*?«

»Wenn du das von deinem Lohn gespart hattest, musst du doch nur wieder arbeiten gehen ...«

Ich knallte die Tür so heftig hinter mir zu, als wollte ich das Haus zum Einsturz bringen und stürmte in meine Wohnung. Zog mir die Decke über den Kopf und schluchzte. Schluchzte, weil ich wütend war und traurig und voller Angst, weil ich nicht wusste, wie ich weiterleben sollte. Und obwohl mir irgendwann der Hals brannte, das Schluchzen zu einem nicht enden wollenden Schluckauf wurde und mein Kopf zum Zerspringen schmerzte, quollen mir die Tränen weiter aus den Augen. Wütend, verzweifelt und unfähig, die Realität zu akzeptieren, fand ich die ganze Nacht keinen Schlaf.

